Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 26 (1943)
Heft: 4

Artikel: Verhängnisvolle Problemlosigkeit
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-409344

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZÜRICH, 1. April 1943. DER Nr. 4 - 26. Jahrgang

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. jeden Monats

Redaktion: Transitfach 541 Bern

Angewöhnung geistiger Grundsätze ohne Gründe, nennt man Glauben. Friedr. Nietzsche.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—) Sämtliche Adressänderungen und Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle d. F. V. S., Postfach 2141 Zürich-Hauptbahnhof. Postch. VIII. 26074

Landesbibliothek Bern

Inhalt: Verhängnisvolle Problemlosigkeit. — Einzel- und Massenschicksal, Staat. (Schluss). — ... die stolz darauf sind!. — Praxis wider Erkenntnis. — Radikalisierung schadet der Heimat. — Die «Schweizer Illustrierte» macht in ... Theologie!. — Kirche und Staat. — Humor. — Vermischtes. — Sie wünschen zu wissen? — Ortsgruppen. — Feuilleton: So etwas gibt's. — Bücher u. Zeitschr.

Verhängnisvolle Problemlosigkeit.

«Am Schlusse des 19. Jahrhunderts bietet sich dem denkenden Beobachter ein merkwürdiges Schauspiel dar. Die überraschenden Fortschritte in der Naturerkenntnis und ihre praktische Verwertung in Industrie, Verkehr usw. haben unserem modernen Kulturleben ein völlig neues Gepräge gegeben. Dagegen haben wir auf wichtigen Gebieten des geistigen Lebens wenige oder gar keine Fortschritte gemacht. Aus diesem offenkundigen Zwiespalt entspringt nicht nur ein unbehagliches Gefühl unserer Zerrissenheit und Unwahrheit, sondern auch die Gefahr schwerer Katastrophen auf politischem und sozialem Gebiete.»

Diese Worte stammen nicht von einem Kirchenfürsten, nicht von einem Dualisten, sondern von einem Monisten, von Ernst Haeckel. Und Ernst Haeckel hatte nicht unrecht. Die Gefahr schwerer Katastrophen auf politischem und sozialem Gebiete hat sich seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts zum zweiten Male in gigantischem Ausmass bewahrheitet, d. h. sie ist Tatsache geworden. Wir stehen mitten im *zweiten* Weltkrieg des 20. Jahrhunderts. Wird es der letzte sein?

Die Worte des grossen Haeckel sind ungehört verhallt. Die grossen Hoffnungen der Monisten haben sich zerschlagen. Umsonst hat Wilhelm Ostwald auf dem ersten Internationalen Monistenkongress in Hamburg das «monistische Jahrhundert» proklamiert. Es kam anders. Die Dualisten haben gesiegt und ihre innere Zerrissenheit und Unwahrheit brachte uns die Katastrophen, die Haeckel nicht als Prophet, sondern als nüchterner Wissenschafter, mit einem unbehaglichen Gefühl voraussah. Der Dualismus ist um diesen Sieg nicht zu beneiden. Wir geben unsere vorläufige Niederlage zu und behaften für die Katatrophen jene, deren Weltanschauung und Erziehung dominiert, das Christentum. Abgedroschen, aber immer noch zu Recht besteht das Wort: «An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!» Was sich heute vor unsern Augen abspielt, was wir Zeitgenossen ernten, das sind die Früchte des Dualismus, der verhindert hat, dass die Menschheit auf wichtigen Gebieten des geistigen Lebens Fortschritte gemacht hat.

Als Ernst Haeckel um die Jahrhundertwende die Gefahr schwerer Katastrophen voraussagte, da war noch eitel Friede. Hat uns die erste Katastrophe, der Weltkrieg 1914—18, etwas von der nüchternen Erkenntnis eines Ernst Haeckel beigebracht? Leider nicht. Wohl haben wir «die überraschenden Fortschritte in der Naturerkenntnis» weiter und in beängstigendem Ausmasse ausgenützt, aber geistig sind wir zurückgefallen in die Barbarei, wir sind verkommen und verlottert. Wir sind als Gesamtheit so dekadent, dass wir den «offenkundigen Zwiespalt ... und die Unwahrheit» nicht mehr gewahr werden. Dies gilt für uns Schweizer nicht weniger als für jene, die sich auf den Schlachtfeldern gegenüberstehen. Im Gegenteil. Wem die heutige Zeit keine Probleme aufzurollen vermag, von dem kann man mit Heinrich Heine sagen: *Wir verstehen die Ruinen erst, wenn wir selbst Ruinen sind.*

Wer heute Radio hört, wer die Tagespresse aufmerksam verfolgt der ist — selbständiges Denken vorausgesetzt — geradezu erschrocken über die Problemlosigkeit des Schweizervolkes, resp. seiner Wortführer. Angesichts des unaussprechlichen Geschehens um uns muss man sich allen Ernstes fragen, woher diese Problemlosigkeit rührt. Ist es geistige Armut oder feige Verkommenheit die uns über der Wahrung unseres Besitzes jedes Problem der Zukunft vergessen lässt? Haben wir unsere Schuld gegenüber einer leidenden Menschheit abgetragen, wenn wir in jedem Menschenschlachten das Werk Henry Dunant's neu aufziehen, als wäre der Krieg die grösste Selbstverständlichkeit? Der Leser mag sich diese Fragen selbst beantworten. Was uns durch die Wortführer in Presse und Radio an «Problem» erörtert wird, lässt eindeutig erkennen, dass uns der Krieg bisher nicht nur äusserlich verschont hat, sondern dass er uns auch innerlich nicht aufzuwühlen vermochte. Wir bequemen uns mit ganz oberflächlichen und seichten Stellungnahmen, die sich in der bekannten Biertischstrategie oder den vermeintlichen Prophezeiungen eines Nostradamus oder einer Sainte Odile erschöpfen. Was unsere höchst eigenen Belange angeht, schaukeln wir uns in gefühlsduseligen Halbheiten, als wären wir kein Stück der leidenden Menschheit, sondern die auserwählten Söhne und Töchter jenes gepriesenen Gottes der uns immer zur rechten Zeit das Wunder schickt. Von Problemen keine Spur.

Bestehen diese Vorwürfe zu Recht? Zu den Problemen zählen wir nicht jene Fragen, die mit unserer Neutralität in Widerspruch stehen und unsere nachbarlichen Beziehungen stören könnten. Es gibt neben den Fragen des Tages, wie die Wehrbereitschaft, die Ernährung, die Rationierung, die Staatsschutz, Schutzhaft- und Steuerdebatten noch eine Menge Probleme, deren Aufrollung uns nicht nur wohl anstehen würde, sondern die uns eines Tages zu lebenswichtiger Bedeutung werden müssen. Davon ist aber in der sogenannten öffentlichen Meinung nichts zu hören. Man ist versucht dem helvetischen Staatsphilosophen in spe, Gonzague de Reynold, Recht zu geben, wenn er gleichsam erklärend feststellt: «Denn wir sind ein armes Volk, aber die heutige Armut unseres Volkes ist eine Armut des Geistes.»

Unter der «Armut des Geistes» versteht Gonzague de Reynold natürlich nicht das, was wir darunter verstehen. Er bezichtigt das Volk der Armut des Geistes, weil es nicht seines Geistes ist, d. h. gläubig katholisch. Wir dagegen verstehen darunter, was schon Haeckel darunter verstanden hat, dass wir in geistiger Hinsicht gegenüber unserem technischen Können weit zurückgeblieben sind. Wir haben in geistiger Hinsicht gar keine Fortschritte gemacht und es ist mehr als fragwürdig, ob uns dieser zweite Weltkrieg aus der geistigen Trägheit wachzurütteln vermag. Heute hat es noch nicht den Anschein. Für den zeitgenössischen Eidgenossen gibt es anscheinend nur noch zwei Fragen, die ihn beschäftigen: seine Nahrung und sein Besitz. Wer nichts besitzt, dem bleibt noch die Hoffnung auf Besitz oder aber — die Hoffnung auf den Himmel! Erst essen, dann philosophieren, sagt man. Aber obwohl wir noch alle Tage mehr oder weniger satt werden — die einen mit Kartoffeln, die andern mit Kaninchen und Poulet —, zum philosophieren reicht es nicht. Wahrscheinlich werden wir trotz der Rationierung noch zu satt, als dass uns der Krieg Probleme zu stellen vermöchte. Denn nach dem Essen kommt beileibe nicht die Philosophie, sondern das Geld, der Besitz. Point d'argent, point de Suisse, heisst es beissend und nicht zu unrecht. Sind diese beiden Kernfragen einigermassen gelöst, so lässt sich der Geist der Masse der ein- und uneingestandenen Proleten auf den Fluten der sogenannten öffentlichen Meinung treiben, wie etwa der ersoffene Hund auf den Fluten des Wassers treibt. Jene aber, die die öffentliche Meinung fabrizieren, die die treibenden Wasser lenken, ihnen geht es um die Erhaltung ihrer Macht und Vorrechte, nicht um die Erhaltung jener Schweiz des «Einer für alle, alle für einen», sondern jener bestmöglichen Schweiz der Dividendenschneider und Hungerleider, der Herren und Knechte, so wie sie eine vorgegebene göttliche Vorsehung in einem sogenannten Naturrecht festgelegt haben soll.

Was werden aber die Probleme sein, wenn die Kanonen einmal zum Schweigen gekommen sind? Glaubt man zuständigenorts wirklich und in allem Ernst, die sich mit Vehemenz stellenden Probleme einer enttäuschten Menschheit würden sich, um mit dem «Schweizerischen Beobachter» zu sprechen, «weghandörgeln» lassen? Oder glauben gewisse «staatslenkende» Kreise, dass es ihnen bis dahin gelinge, unter all den möglichen und unmöglichen Vorwänden der Neutralität, wie des sog. Staatsschutzes und der Schutzhaft die Gleichschaltung so weit gefördert zu haben, dass sich die Eidgenossen auch mit einer kastrierten Freiheit zufrieden geben und sich willenlos in den katholischen Ständestaat überführen lassen? Soll der totale Krieg damit enden, dass die von den Grenzen heimkehrenden Soldaten sich, wie ehedem, der Arbeitslosigkeit und deren unzulänglichen Präventivmitteln, wie Arbeitslosenversicherung, Arbeitsprogrammen und dem problematischen Familienschutz der konfessionellen Almosner, der Pfarrei-Caritas, überantworten müssen? Wenn diese blutige Amputation an der Menschheit, wenn dieser von ihr selbst verschuldete Krieg noch *einen* Sinn haben sollte, so ist es doch wohl der, dass wir daraus die Lehren ziehen, mit andern Worten, dass wir endlich dahin kommen, uns und unsere Nachkommen vor einer Wiederholung dieses Irrsinns zu bewahren. Hier stellen sich die Probleme, vor denen man bei uns in der Schweiz die Augen schliesst. Von allen einstmals biblischen, resp. gottgewollten Züchtigungen blieb einzig noch der Krieg. Wir müssen auch dieses Uebel überwinden, obwohl uns der Krieg von den Gottesgelahrten, wie einstmals die Pest, als eine Sendung Gottes dargestellt wird.

Was, das Schweizervolk soll problemlos sein? Haben unsere Behörden nicht in weiser Voraussicht alles getan, um uns Sicherheit und Nahrung sicherzustellen. Ist es nicht undankbar, angesichts der Tatsachen von Problemlosigkeit zu sprechen?

Wir verkennen die weise Vorsorge unserer Behörden nicht und zollen ihnen den gebührenden Dank. Aber dieser Dank macht uns weder servil noch blind, denn neben der Dankespflicht haben wir noch eine Verpflichtung gegenüber der Zukunft. Es genügt uns nicht, dass wir heute in Sicherheit satt werden; wir wollen unsere Sicherheit auch in jener Zeit wahren, wenn das Chaos über Europa einbricht. Wir halten uns an Gottfried Keller, der sagt: «Keine Regierung und keine Bataillone vermögen Recht und Freiheit zu schützen, wo der Bürger nicht im Stande ist, selber vor die Haustüre zu treten und nachzusehen, was es gibt.» Und wenn wir vor die Haustüre treten, sehen wir die Probleme gleich drohenden Gewitterwolken aufsteigen. Soll das drohende Gewitter, das mit dem Kriegsende ausbrechen wird, soll dieses Gewitter unsere Mauern einreissen und das Schweizerhaus gefährden, nur weil man es untätig dem Machtschutz Gottes empfohlen hat. Das darf nicht sein. Die Mehrheit des Schweizervolkes hat nicht die Absicht ein Beinhaus zu bewachen, in dem allerhand konfessioneller Spuk sein Unwesen treibt. Es gilt den Problemen des kommenden Europa unvoreingenommen zu begegnen, denn hier hilft nicht die gepredigte Rückkehr zur Kirche, sondern nur ein mutiges Ineinklang bringen unserer geistigen Möglichkeiten mit dem technischen Können.

Was schafft Nahrung und Sicherheit, heute wie morgen? Wie erhalten wir unser Schweizerhaus intakt, auch wenn Stürme um unsere Grenzen branden? Weder durch Beten noch durch Staatsschutz- und Schutzhaftgesetze, sondern alleine durch

Feuilleton.

So etwas gibt's.

Von Jakob Stebler.

In irgend einer Hochschule war das. Bildungshalber besuchte ich da irgend eine Vorlesung über rechtliche Dinge, ziemlich langweilige Materie an sich. Ich war denn auch eben im besten Zuge einzunicken, als mich ein Satz aus dem Halbschlummer riss, ein Satz, der an sich sehr belanglos war und mich doch in Bestürzung versetzte:

«... diese Kommission ist nie zusammengetreten».

Es bezog sich nicht auf irgend eine wissenschaftliche Kommission der Erforschung des Seelenlebens gewisser Algensorten in exotischen Meeren, sondern wahrhaftig um einen schweizerischen Sachverständigenausschuss, der eine ganz bestimmte juristische Materie durchzuberaten hatte. Und ausserdem soll es, wenn ich den Dozenten richtig verstanden habe, ungefähr zwanzig Jahre her sein seitdem.

Die Sache ist also verjährt. Man darf somit darüber sprechen. Es handelt sich um keine böswillige Erfindung und auch um keine Pflichtvergessenheit der Kommissionsmitglieder, sondern es war ganz einfach so, dass die betreffende Angelegenheit sich offenbar schneller entwickelte als vorauszusehen war und deshalb die Kommission regelrecht überflüssig wurde.

Es handelt sich also um einen ganz krassen Fall, der sich so schnell nicht wiederholen dürfte. Denn schliesslich ist eine Kommission da um zusammenzutreten, eine nichtzusammengetretene Kommission ist im Grunde genommen gar keine, sondern ein embryonaler Unsinn, der vergeblich nach seiner Rechtfertigung sucht.

Wie gesagt, es hat mich erschüttert. Weniger der Umstand, dass sie gar nicht zusammengetreten ist, die Kommission, sondern dass die Angelegenheit trotzdem und offenbar in zufriedenstellender Weise hatte erledigt werden können, denn sonst wäre doch eine zweite Kommission einberufen worden. Ganz primitiv ausgedrückt: es ging also auch ohne.

Indessen beschäftigt mich lebhaft die Frage, wie sich die bewusste Angelegenheit entwickelt hätte, wenn die Kommission pflichtgemäss tatsächlich zusammengetreten wäre. A propos zusammentreten: richtiger wäre eigentlich zusammensitzen, wie denn ja auch die Entschädigung auf den Namen Sitzungsgeld hört. Um Zweifel zum vorneherein auszuschalten, möchte ich noch betonen, dass jene sagenhafte Kommission, von der hier die Rede ist, auch nicht zusammensass, jenes Nichtzusammentreten hatte also tatsächlich den landläufigen Sinn.

Aber die voreilig erledigte Angelegenheit? Ich bat nachher den Dozenten mir zu erklären, was aus ihr geworden sei, aber er wusste es leider auch nicht. Sie muss, da keine Kommission sitzenderweise daran beteiligt gewesen war, einfach ganz im Stillen erledigt worden sein und es drängt sich die Befürchtung auf, hier dürfte es sich um eine äusserst lichtscheue Sache gehandelt haben. Zu ihrer Rechtfertigung sei immerhin angeführt, dass keine Kommission tatsächlich bestellt worden war, das Nichtzusammensitzen dieser letztern muss kausal also auf andere Gründe zurückgeführt werden.

Du stehst allein!
Du mußt allein dich schützen!
Dir steht kein Gott, kein Himmel
steht dir bei.
Kein Bruder kann, kein Freund,
kein Weib dir nützen,
und klingt im Wahnsinn auch
dein Hilfeschrei,
und schaust im Tode du nach
letzten Stützen
Du machst allein dich nur
Schlingen frei!

Detlev von Liliencron.

Arbeit. Die Arbeit ist nicht ein Problem, sie ist *das* Problem. Und weil man diesem Problem ausweicht durch allerhand Scheinprobleme, weil man nur Halbes tun will, darum erheben wir den Vorwurf der Problemlosigkeit. Diesem Kardinalproblem «Arbeit» kann man nach dem Kriege nicht mehr mit grossangelegten Kongressen und Tagungen begegnen, an denen weltliche und geistliche Würdenträger mit tremolierender Stimme händefaltend den Himmel und die Knechte beschwören und deren einzig positives Ergebnis etwa das ist, dass man den nächsten Tagungsort fixiert. Wir fürchten nicht ohne Grund, dass die «Selbstbesinnung der Schweiz» sich dann nicht mehr decken wird mit derjenigen von Professor Gonzague de Reynold, der den bezeichnenden Ausspruch tun durfte: *«Sich einzuschwatzen, das Volk hungere nach Brot, ist ein Verbrechen; es hundert nach Worten»*. Diese Tendenz, die blitzartig die katholische Praxis erhellt, steht im direkten Gegensatz zu dem Ausspruch des weit grösseren Professor Hilty, der sagte: «Das grösste Unglück das es gibt, ist ein Leben ohne Arbeit und ohne Frucht derselben an seinem Ende». Aber es genügt nicht, dass man Hilty in verschiedenen Neuauflagen seiner Werke in der Auswahl auferstehen lässt, um sich durch ihn das Christentum anpreisen zu lassen. Der Worte sind genug gewechselt, nun lasst uns endlich Taten sehn! *WSB.*

Einzel- und Massenschicksal, Staat.

Von Ego.

(Schluss.)

Die erbarmungslose Unbedingtheit, mit der die Massennot auftritt, ruft im Einzelnen eine fatalistische Schicksalsergebenheit hervor; es ist nicht anders möglich; denn er ist der allesvernichtenden Gewalt gegenüber ohnmächtig; er liegt mit Millionen andern, gleich einem weggeworfenen nutzlosen Gegenstand, neben der Lebensstrasse, die ihn in die Zukunft, einem sinnvollen Ziele zu, hätte führen sollen. Und es mag ihm etwelche Erleichterung verschaffen, dass er nicht allein daliegt, dass mit ihm Millionen abgedrängt sind von der Lebensstrasse; aber damit hat das *Gesamt*schicksal *sein* Schicksal nicht so in sich aufgenommen, als ob dieses nicht bestünde, wie fern drüben in der Richtung der Lebensstrasse nicht *ein* Wahrzeichen als Ziel der *Masse* steht, sondern durch den grauen Dunst der Zukunft schimmern in millionenfacher Vielheit die Ziele der *Einzelnen.*

In der Richtung der Lebensstrasse, noch in grauen Dunst gehüllt, liegt die Zeit, wo die grosse Not vorbei sein wird. Sie wird einmal nicht mehr sein, und man wird sich nicht mehr an den Kopf greifen und sich fragen müssen: Wozu lebe ich, wozu leben wir alle? Das Dasein wird wieder einen Sinn haben. Und beim ersten Anzeichen vom nahenden Ende der Wahnsinns- und Schreckensepoche wird sich's unter den Weggeworfenen neben der Lebensstrasse regen; sie werden sich aufraffen mit dem Reste ihrer Kraft und die Lebensstrasse füllen, und jeder wird wieder *sein* Ziel ins Auge fassen, das der eine ehedem in den gegenwärtigen Tag, der andere in die Ferne, der eine in die Ebene, der andere auf die Höhe gesteckt hatte, und wird *diesem* Ziele zustreben und damit *sein* Schicksal erleben, soweit im Zukunftsstaat, der vielleicht ein Staat der Herde sein wird, ein Eigenleben, ein Eigenziel und ein Eigenschicksal sich noch wird gestalten können. Es ist aber möglich, dass im neuen Staat das Ich kein Recht mehr haben wird,

---

In der Neuzeit ist es vorgekommen, dass Kommissionen wohl den Zusammensitz versuchten, aber mangels vorhandener Mitglieder sich als beschlussunfähig erklärten, wonach sie unverrichteter Dinge abzogen und auf ihr Sitzungsgeld verzichteten. Es blieb also immerhin beim Versuch, man hat den guten Willen zum Zusammentreffen dokumentiert, dass man aber so weit gegangen wäre, gar nicht zusammenzutreten ... nein!

Der erwähnte Fall dürfte als vereinzeltes Unikum in der Naturgeschichte der Kommissionen dastehen und einen mehr abschreckenden Charakter tragen.

Oft hört man von unverantwortlicher Seite, die Kommissionsbummelei werde etwas leicht übertrieben. Bummelei ist übrigens unzutreffend, denn eine Kommission bummelt nicht, sie sitzt zusammen und redet emsig über die Sache. Nein, Kommissionen sind vonnöten. Da weiss ich von einem klassischen Beispiel:

Irgendwo sollte eine bauliche Veränderung vorgenommen werden. In einem Amt. Der Amtsvorsteher hatte den Umbau seit Jahren verlangt. Er kannte sich in dem betreffenden Gebäude aus und wusste sehr gut, was darin zurechtgeflickt werden sollte. Der Oberinstanz aber war er zu wenig kompetent und sie schickte deshalb eine fünfköpfige Kommission hin, um einen Augenschein vorzunehmen und sich darüber auszusprechen, ob das Begehren des Amtsleiters berechtigt war.

Die Kommission kam, sah und stand etwas ratlos in dem Gebäude herum. Dem Aeussern nach zu schliessen, mochten unter ihren Mitgliedern Metzgermeister, Bankkassiere, Verbandssekretäre, Hochschulprofessoren oder Advokaten sein, sie kannten sich tadellos aus in der Materie, das heisst in ihrer Materie. Was die Umbaubedürfnisse anbelangt, darin kannte sich wiederum der Amtsvorsteher aus.

Wie gesagt, die fünf gewichtigen Männer beschauten sich die Sache fünf Minuten lang von allen Seiten und verzogen sich dann zum Bankett. Nachher telephonierte der Kommissionspräsident dem Amtsvorsteher, was er von der ganzen Sache halte. Der wiederholte dasselbe, was er jahrelang der Oberinstanz vordoziert hatte, und mit dieser Auskunft ging der Präsident hin und erreichte mit einem Wort das, was dem Fachkundigen nie gelungen war. Der Umbau wurde auf der Stelle beschlossen, seine Notwendigkeit war bewiesen durch den erwähnten Augenschein.

Man behaupte also nicht, Kommissionen seien überflüssig. Ohne unsere Kommission stünde das erwähnte Gebäude heute noch in seinem alten Zustand, doch ordnungshalber, und um allfällig naheliegenden Missverständnissen vorzubeugen will ich noch beschwören, dass sich die Geschichte irgendwo in Hinterpommern zugetragen hat und weiter zuträgt.

Hat man schon im Ausland den Wert der Kommissionen erkannt, so sollten wir bei uns in dieser Hinsicht nicht allzu kleinlich sein. Sie haben alle ihre Berechtigung. Das muss gesagt sein, angesichts der schmerzlichen Empfindung, die uns überfällt, wenn wir uns jene pflichtvergessene Kommission vergegenwärtigen, die vor zwanzig Jahren nicht zusammengetreten sein soll.

Die Schule ist kein Abschluss — Lesen bildet weiter!